



Das Feuilleton



ZEITUNG FÜR DEBATTE, KULTUR, MEDIEN UND ZEITGESCHEHEN

Nur
echt ist
echt



Wie aus viralen KI-Superomas lebendige Heldinnen im Häkelcape wurden.

SEITE 12

**ERSTER EINDRUCK
IN EINER LANGEN
FREUNDSCHAFT**

LITERATUR-RÄTSEL. Womit uns ein neues Buch als Erstes anspricht, macht oft den Unterschied. Der erste Satz kann entscheiden, ob wir das Buch weiterlesen. Oder eben nicht. Große Literatur zeichnet sich oft auch durch besonders machtvolle Einstiege aus. In der Weltliteratur hat dabei sicher ein Satz die größte Karriere gemacht: „Call me Ishmael“. Diese lapidare Erzähler-Vorstellung wurde in der angelsächsischen Literatur wieder und wieder zitiert, verballhornt, ironisiert oder einfach nur zur Bestätigung der intertextuellen Intellektualität eingestreut. So ein Nachleben haben nur die wenigsten ersten Sätze. Die Weltliteratur bietet aber genügend wirksame Einstiegsdrogen. Einige davon hat Klaus Huhold gesammelt und daraus ein Quiz für Literaturfreunde gebastelt. Wer weiß, welchen berühmten Klassiker „Call me Ishmael“ (also „Nennt mich Ishmael“ eröffnet, der kann ein Billy-Bücherregal gewinnen. Scherz natürlich, ist ja viel zu einfach. „Moby Dick“ von Herman Melville ist es natürlich.

Seite 6

IN DIESER AUSGABE

Antisemitismus: Was Jüdischsein im Netz bedeutet Seite 4

Pop-Politik: 30 Jahre Spice Girls und Girl Power Seite 3

Hommage: Der schillerndste Jubilar des Musikjahres Seite 14

Kaltes Grab: Wie die Auferstehung mit Kryotechnik gelingen soll Seite 20

Sport: Warum Laufen echt das Letzte ist Seite 24

feuilleton.online

Herausgegeben von Bernhard Baumgartner, Christina Böck und Matthias Greuling
Monatsschrift,
Österreichische Post AG, MZ 23Z044041 M,
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien
Das Feuilleton, Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien



ENTRÉE: Wenn Gut nur mehr Nicht-das-Allerschlimmste ist

In meiner Karriere war ich zwei Mal mit Journalistenkollegen bzw. -kolleginnen konfrontiert, die plagiiert haben. Sie haben ganze Artikel von anderen Autoren als ihre eigenen ausgegeben. Dass diese berufsethische Unkorrektheit aufgefliegen ist, hatte für sie keine allzu weitreichenden Konsequenzen. Meine Wut war daher groß über die reflexhafte, völlig unverhältnismäßige Abkanzelung wegen im Vergleich dazu läppischer Verfehlungen, die einer weit prominenteren Journalistenkollegin vorgeworfen wurden. Und noch größer, als klar wurde, wie sehr die Welle an Verurteilung diese Kollegin fast zerstört hat. Und dann folgte die Scham. Darüber, zu oberflächlich hingesehen zu haben, das Gesagte einfach ohne eigenes Nachprüfen hingenommen zu haben.

Diesmal ist es gut ausgegangen. Gut ausgegangen, weil das Allerschlimmste nicht eingetreten ist. Muss man sich heute

also damit begnügen, dass Gut nur mehr Nicht-das-Allerschlimmste ist?

Scheint so.

Die traurige Wahrheit ist, dass das Entsetzen in der Öffentlichkeit bereits nun, da diese Zeilen geschrieben werden, merkbar abgeflacht ist. Wenn diese Zeilen erscheinen werden, wird das Entsetzen dem Alltag der Wurschtigkeit gewichen sein.

So wie damals, als eine Ärztin den Hass der Impfgegner nicht mehr aushalten konnte.

Wollen wir diesmal wieder zur Normalität übergehen? Oder präziser: Soll das die Normalität sein? Wollen wir es wirklich normal finden, dass Menschen - und sind wir uns ehrlich, es sind ja doch meistens Frauen - so fertig gemacht werden, dass sie keinen Ausweg mehr sehen?

Nein, es ist nicht normal. Und es sollte nicht normal sein.

Es ist wirklich so eine Utopie, dass

Menschen, bevor sie jemanden im Internet übelst beschimpfen, auch einmal kurz nachdenken, wie es ihnen ginge, wenn ihnen das gesagt würde? Ist es so unvorstellbar, die Großzügigkeit zu haben, kleinere Fehler ungeahndet zu lassen? Würde man das Onlineverhalten - polemisch - auf ein reales Verhalten übertragen, könnte man sich auf der Straße nie sicher sein, dass man nicht einfach so niedergeschlagen wird. Nur weil man beispielsweise einen Schal in der falschen Farbe trägt.

So weit ist es noch nicht. Es wird vielleicht endlich Zeit, dem Internetmob nicht mehr diese übergroße Macht zuzugestehen.

Wir Medien haben dabei eine gewichtige Verantwortung. Aber nicht nur. Für unser „Normal“ sind wir letztlich alle selbst zuständig.

boeck@feuilleton.online

Menschen in Krisensituationen und deren Angehörige finden unter www.suizid-praevention.gv.at Notrufnummern und Erste Hilfe bei Suizidgedanken.



Leitartikel

Die schleichende Gesundheitskrise

Dass im österreichischen Gesundheitssystem einiges schief läuft, ist nicht neu. Österreich hat etwa im EU-Vergleich paradoxerweise sehr viele Ärzte (545 pro 100.000 Einwohner) – aber diese arbeiten in der Regel nicht dort, wo sie die Patientinnen und Patienten benötigen würden: im öffentlichen Gesundheitssystem. Das führt für Patienten zu einem „Ärztmangel“, der gar keiner ist. Es gäbe die Mediziner schon, aber nur 15 Prozent der Absolventen eines einschlägigen Studiums landen dann auch in der Kassenmedizin. Und die, die schon dort sind, überaltern langsam. Bei den Zahnärzten etwa weiß man, dass 46 Prozent der Kassenärzte in der nächsten Dekade in Pension gehen werden. Stellen, die schon jetzt frei sind, können oft nicht nachbesetzt werden – zu unattraktiv.

Viele Absolventen geht auch ins Ausland, werden Wahlarzt oder gleich Privatarzt oder wechselt ganz den Beruf. Nicht selten trifft man Menschen, die sich zwar von der Allgemeinheit ein Medizinstudium zahlen haben lassen, dann aber aus eigenem Antrieb in einem anderen Beruf arbeiten. Und das ist ihr gutes Recht. Zumindest derzeit. Immerhin waren mit dem Studium keine Verpflichtungen verbunden, auch in diesem Beruf zu arbeiten. Aber ist das auch hilfreich und akzeptabel für die Gesellschaft? Dürfen wir uns diese Großzügigkeit noch leisten? Die Hunderten fehlenden Kassenordinationen, die vor allem bei Fachärzten auf dem Land katastrophale Versorgungslücken entstehen haben lassen, sprechen jedenfalls dagegen. Klar, Teil des Problems ist, dass das Leben als Kassen- oder Spitalsarzt ganz sicher nicht jene Work-Life-Balance bietet, die heute erwünscht ist.

Auch die durch die absurd niedrigen Honorarsätze entstandene Fließbandmedizin darf man als verantwortungsvoller Mediziner aus prinzipieller

ZEIT ZU HANDELN: Österreichs Gesundheitssystem taumelt auf einen immer größeren Versorgungsmangel im Kassenbereich zu.

zurückzuziehen, ist zwar aus individueller Sicht verständlich, aber aus gesamtgesellschaftlicher Sicht problematisch. Andere Berufsstände, die auch gerne dem Stress entfliehen würden, haben dieses Privileg auch nicht. Sie würden mit wenigen Arbeitsstunden pro Woche nicht genug zum Leben haben.

Grundsätzlich wird man hier für Berufsanfänger über eine wie immer geartete Neuregelung nachdenken müssen. Wer einen der umkämpften Studienplätze ergattert, der ihm eine Ausbildung aus öffentlichen Mitteln und (so ehrlich muss man sein) in der Regel einen hohen Lebensstandard garantiert, dem ist auch zuzumuten, dass er sich für einen Teil seiner Berufslaufbahn zur Arbeit in einer österreichischen Kassenpraxis oder in einem heimischen Spital verpflichtet. Wer so eine Verpflichtung nicht will, der kann auch privat studieren.

Das würde übrigens auch das Problem angehen, dass Österreich noch immer einen erheblichen Teil der Studienplätze an Deutsche vergibt, die dann nicht im Land arbeiten. Auch das ist übrigens deren gutes Recht. Aber es ist auch zahlenmäßig problematisch, denn 2022 waren von 1794 Medizin-Absolventinnen und Absolventen 313 Deutsche und 149 aus anderen EU-Ländern. Dass die nach dem Studium nicht in Österreich bleiben, kann man ihnen nicht vorwerfen. So ist nun einmal die EU.

Eine gewisse Verpflichtung, nach dem Privileg einer hochwertigen Ausbildung etwas an die Allgemeinheit zurückzugeben, wäre übrigens auch bei anderen Mangelberufen durchaus ein Weg, den man andenken kann. Dass ein Gratis-Studium nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten bringt, ist sicher für die Betroffenen keine Verbesserung. Aber es ist mittelfristig eine Verbesserung für uns alle. Stellt sie doch sicher, dass öffentliche Mittel auch dort ankommen, wo sie dringend benötigt werden.

len Erwägungen durchaus ablehnen. Aber was ist die Alternative? Sich in die deutlich besser honorierte Wahlarztpraxis



Das nächste „Feuilleton“ (Nr. 4 April 2024) erscheint am Freitag, 5.4. in den Trafiken, im Handel und im Abo.



Sie können unter www.feuilleton.online ein Abo abschließen



Bernhard Baumgartner ist Herausgeber von „Das Feuilleton“.

IMPRESSUM

Das Feuilleton

Medieninhaber:
Verein zur Förderung des österreichischen Feuilleton-Journalismus (VFFJ)
Postanschrift: Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien
ZVR: 1527887965, UID: ATU79850813, IBAN: AT69 2011 1848 9174 8300

Herausgeberin und Herausgeber:
Bernhard Baumgartner, MA, Mag. Christina Böck, Matthias Greuling, BA
Chefredaktion: Mag. Christina Böck
Co-Herausgeberinnen und Co-Herausgeber:
Severin Groebner, MSc, Julia Wagner

Ständige Kolumnistinnen und Kolumnisten:
Severin Groebner, Walter Gröbchen, Mag. Claudia Aigner

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:
Mag. Judith Belkik, Lotte Blumenberg, Paula Dorten, Mag. Klaus Huhold,
Mag. Christoph Irrgeher, Viktoria Klimpfner, Dr. Clemens Marschall, Andreas Rauschal, Robert Rotifer, Mag. Uwe Schögl, Mag. Andreas Tesarik
Fotoredaktion: Robert Newald, Katharina Sartena. Lektorat: Dr. Barbara Giller

Verlagsort: Wien

Grafik, Layout und Design:
Matthias Greuling Werbeagentur, 2340 Mödling
Hersteller: Megadruck, 26655 Westerstede

Einzelpreis: 5,90 Euro inkl. 10%UST
„Das Feuilleton“ erscheint in Print zehn Mal im Jahr.
Jahresabo: 60 Euro inkl. 10%UST
Bestellungen: abo@feuilleton.online
Telefon: 0664/1996 040 39, from abroad: +43 664 996 040 39 (Mo, Mi, Fr von 14-16h)
Website: www.feuilleton.online, Mail: office@feuilleton.online

Die Offenlegung gem. §25 Mediengesetz ist ständig hier abzurufen:
www.feuilleton.online/kontakt/impresum-datenschutz
Fördert durch die Wirtschaftsagentur Wien. Ein Fonds der Stadt Wien.

Die rote Linie

Wie ein blauer Daumen seine Unschuld verlor

Letzens gab es auf Facebook wieder so Leine Zeitreise-Umfrage, bei der man sich Gedanken darüber machen sollte, welche Serie man gern wieder von vorn ansehen würde – und zwar so, als würde man sie zum ersten Mal sehen. Nie fragt Facebook danach, ob man eigentlich gerne wieder die Zeiten zurück hätte, als dieses Soziale Medium selbst begonnen hat. Vor 20 Jahren war das, gut, in Österreich wie üblich einige Jahre später. Man meldete sich reichlich unschuldig an und suchte erst mal rotwangig nach dem Burschen, den man im Gymnasium cool gefunden hat. Man hatte ein Profilfoto, in dem man wie eine Simpsons-Figur aussehen würde (gelb) hat und eines, wie man als „Mad Men“-60er-Jahre-Charakter ausgesehen hätte (mit Martiniglas). Dann machte man sich lustig über die Urlaubsfoto-Poster – bis man selbst das erste Foto aus dem Urlaub gepostet hat. Nach und nach

präsentierte man immer Privateres – sehen ja eh nur die eingeladenen Freunde. Je nun. Das war ja ganz schön naiv von uns Dummerchen. Auf der ganzen Welt. Eilfertig klickte man auf den lustigen blauen Daumen. Und half so Mark Zuckerberg dabei, die Welt zu verändern. Eine beispiellose Medienkrise auszulösen, an der die Gesellschaft noch lange kiefeln wird. Die „Likes“ und die dazugehörige Datensammelerei ermöglichten eine neue Form des personalisierten Werbens. Diese durch die Gelder von traditionellen Medien ab. Letztere – die paar, die es halt noch gibt – können sich nun wiederum kaum mehr wehren gegen die Fake News, die vom absurd reichweitenstarken Facebook ihren Ausgang nehmen.

Aber hey, das war's schon wert, damals und sehen zu haben, dass der Oberstufenschwarm eine frühe Glatze bekommen hat.

CHRISTINA BÖCK



FORGESHIX

Gewürzmischung mit Nachgeschmack

DIE SPICE GIRLS wurden vor 30 Jahren gegründet. Sie waren laut, sie waren halb nackt – und sie haben feministische Normalität in den Pop eingeführt.



Die Spice Girls standen zwar für Fun, nahmen aber auch feministische Anleihen an den Riot Grrrrs.

CHRISTINA BÖCK

Jetzt ist es auch schon wieder zehn Jahre her, dass Beyoncé vor dem überlebensgroßen Schriftzug „Feminism“, aufgetreten ist. Das war 2014 bei den MTV Video Music Awards. Recht plakativ fanden das die einen, eine starke Message fanden es die anderen. Und wohl nicht wenige, die damals in ihren 30ern waren, haben eine Erinnerung heraufdämmern gespürt: Als nämlich fünf Frauen immer wieder vor vielleicht nicht ganz so protzig großen Buchstaben tanzten, die ganz ähnliche Worte bildeten, nämlich „Girl Power“: die Spice Girls.

Heuer feiert die Girlband ihr 30-jähriges Bestehen – auch wenn Sporty (Melanie C), Scary (Melanie Brown), Ginger (Geri Halliwell), Posh (Victoria Beckham) und Baby Spice (Emma Bunton) schon länger nicht mehr zusammen auftreten. Kann es sein, dass fünf Frauen in knappen Kostümen, mit albernen Spitznamen und flapsigem Liedgut den Begriff von Feminismus einer ganzen Generation Mädchen geprägt haben?

Nun, zumindest die Gründung der Band hat schon einen feministischen Anstrich. Die 1990er waren das Jahrzehnt der Boybands. Das potenzierte die ohnehin schon vorherrschende männliche Dominanz in der Musikwelt. Zum einen. Zum anderen bringen solche Musikrends in weiblichen Fans nicht die selbstbestimmtesten Seiten zum Vorschein. Kreisch.

Die Spice Girls sollten ein weibliches Gegengewicht dazu bilden. Bob Herbert und sein Sohn Chris schalteten 1994 ein Inserat, in dem 18- bis 23-jährige Frauen gesucht wurden, die singen und tanzen können. „extrovertiert, ehrgeizig, gewieft und hingebungsvoll“ sind. Die Musikmanager waren da wahrscheinlich eher nicht von der Bewegung der Riot Grrrrs inspiriert, die genau diese ausgeglichene Balance der Geschlechter forderten, sondern versprachen sich augenscheinlich klingelnde Kassen durch Multiplikation von freizügig bekleideten Sängerinnen mit elastischen Hüften.

Gut, nennen wir es vielleicht kapitalistisch-patriarchalen Fallsfeminismus. Aber das war ja erst der Anfang.

EIN BEFREIUNGSSCHLAG

Erfolgreich gecastete „Girls“ wurden in einem Reihenhaus untergebracht, wo sie an Musik und Choreografien arbeiten sollten. Die fünf Gewürze, die es später werden sollten, sortierten sich erst nach einiger Zeit in dieser WG. Nachdem es schon einen erklecklichen Stock an Material gab, aber noch immer kein Vertrag für die Band herauschaute, begannen die Frauen mit ihrem Befreiungsschlag. Emanzipation, bekanntlich ein wichtiger Bestandteil des Feminismus. Sie organisierten einen Auftritt, zeigten so, was sie konnten, und vertuschtes sich – nicht ohne „badass“ ihr Demomaterial zu stehlen – in Richtung Manager Si-

mon Fuller. Das ist ein Mann, der selbst Trauermücken zu Weltstars machen könnte. Zumindest an Ambitionen mangelte es seinen neuen Schützlingen nicht, erzählte er einmal: „Victoria wollte berühmt werden als das berühmteste Waschmittel. Das kann ich arrangieren, sagte ich.“ Diese Umwege sind der Grund, warum der bekannte Debüt der Spice Girls, „Wannabe“, nicht heuer, sondern erst in zwei Jahren 30. Geburtstag feiert.

KOMMERZ & KAMPFSCHREI

Den Begriff der Girl Power vereinnahmte die Spice Girls als Markenzeichen. Der lässt sich wiederum sehr wohl deutlich zum politischen Punk der Riot Grrrrs zurückverfolgen. Manche nahmen den Spice Girls die Kommerzialisierung des Kampfschreies übel. Tatsächlich schafften sie aber, was bisher keine an Teenager gerichtete Popband jemals zuvor überhaupt probiert hatte. Eine Form der feministischen Normalität getarnt als Zeitgeistphänomen in die Köpfe von jungen Mädchen zu pflanzen. Dass sie das in hypersexualisierter Optik und teilweise unter Zuhilfenahme des Kindchenschemas machten, konnte man scheinbar sehen. Ihren Effekt verfehlte die Aufmachung aber nicht. Denn was passiert, wenn man das Frauenanliegen nicht hübsch verpackte, zeigte mit sarkastischer Geschmacksnote eine Szene im bandeigenen Film „Spiceworld“. Da ereignet ein möglicher Liebhaber für Mel B die Flucht, allein weil sie das Wort

„Feminismus“ ausspricht. Den Abgang quittiert die ganze Gewürzmischung mit schallendem Gelächter. Melanie Brown hat es schon damals simpel auf den Punkt gebracht: „Es geht darum, eine positive Atmosphäre zu verbreiten, den Mädels einen Schubser zu geben. Uns geht es nicht ums Männeraufreißen. Wir brauchen keine Männer, die unser Leben kontrollieren. Wir kontrollieren unsere Leben schon selbst.“ Das ist buchstäblich die Mainstream-Version des etwas robuster formulierten Anspruchs der Riot-Grrrr-Vorreiterband Bikini Kill, der lautete, dem Feminismus einen „Tritt in den Arsch zu geben“. (Die traurige Ironie ist, dass die hier so fröhlich-selbstbewusste Melanie Brown Jahre später Opfer häuslicher Gewalt wurde.)

BLÖDE FRAGE

Wird man heute rasch gefragt, wer die größten massentauglichen Popstars aktuell sind, werden einem wohl hauptsächlich Frauen einfallen. Beyoncé, Adele, Miley Cyrus, Rihanna, Ariana Grande, Dua Lipa. Und so weiter. Im Jahr 1994, als die Spice Girls gegründet wurden, waren die zwei Frauen, die die Billboard Charts dominierten, Celine Dion und Mariah Carey. Keine der beiden würde man als feministische Ikone bezeichnen. Die Pop-Frau, die heute nicht nur die Charts, sondern irgendwie alles bis hin zur Armabändermode dominiert, heißt Taylor Swift. Sie wird durchaus für eine Inspiration für Frauen, und zwar gezielt für

diese, gehalten. Macht sie tatsächlich so viel anders als Dion und Carey? Nun, natürlich, sie schreibt ihre Songs selbst, das ist der größte Unterschied. Aber sie hat zum Beispiel keinen Song wie Rihanna geschrieben, in dem eine Frau ihren Vergewaltiger erschießt. (Man stelle sich vor, Mariah Carey würde so etwas in ihren gut gelaunten Okta-ven-Triller verpacken...)

Aber entscheidender ist weniger, was Swift tut, sondern wie es gesehen wird. Und das ist die harte Währung in der Populärkultur. Swift zieht ihre Weltkarriere so durch, wie es früher ein Mann gemacht hätte. Sie ist so reich, wie früher ein Mann gewesen wäre. Sie hat so viel politischen Einfluss, wie früher ein Mann gehabt hätte. Aber das ist kein Thema. Und wenn schon, dann nur für Kleingeister. Es ist einfach normal, dass Taylor Swift „als Frau“ das geschafft hat. Weil, warum nicht. Diese Botschaft ist immer noch die revolutionärste, die der Feminismus hervorbringen konnte: Natürlich können Frauen dasselbe wie Männer, was soll die vertrottelte Frage?

Es ist kein Zufall, dass Billie Eilish, die gerade in ihrer Anfangszeit mit der Verweigerung des einschlägigen Körperkults fast schon als Feministin der „alten Schule“ wirkte, sich als großer Fan der Spice Girls bekennt. Aber sind im Umkehrschluss die Spice Girls wirklich der Grund dafür, dass Pop sich heute feministischer „anfühlt“? Gäbe es eine Billie Eilish, eine Taylor Swift, eine Beyoncé in der Erfolgrige heute nicht? **F**

Minenfeld Instagram – Jüdischsein im Netz

In den Sozialen Medien wird der vielschichtige Nahostkonflikt plakativ heruntergebrochen. Das birgt Gefahren.



Auf Instagram-Accounts, auf denen ansonsten Mode, Skincare-Routinen oder Musik gepostet wird, sieht man jetzt Wassermelonen als Zeichen gegen die palästinensische Zensur.

AVIA SEELIGER

Instagram gleicht einem Minenfeld. Story für Story, Klick für Klick eine Herausforderung. Der morgendliche Social-Media-Konsum – ein Spießrutenlauf. Kriegsbilder, Kinderhände, Uniformen, Flaggen und Meinungen an jeder Ecke, auch an solchen, an denen es überhaupt nicht erwartet wird. Aus der Quelle der Verbindung ist ein Schlachtfeld aus Erzählungen geworden. Auf Accounts, auf denen ansonsten Mode, Skincare-Routinen oder Musik gepostet wird, sieht man jetzt Wassermelonen als Zeichen gegen die palästinensische Zensur – ein weiterer Social-Media-Trend. Während die Welt von Krisen überrumpelt wird, scheint auf Instagram alles ganz klar und einfach zu sein. So einfach, dass es sich in Infografiken und Storys in 50 Sekunden für ein Millionenpublikum zu einem vermeintlich fertigen und stringenten Weltbild zusammenfassen lässt.

MEINE VORFAHREN, DEINE VORFAHREN

Es lässt sich schon länger beobachten, dass sich viele Menschen mit Migrationshintergrund und all jene, die sich als „Ally“ verstehen, in Europa hinsichtlich ihrer Werte und Haltungen, dazu zählt eben oft Israel-Palästina, diskriminiert fühlen. Sie fühlen sich angegriffen von einer weißen Mehrheitsgesellschaft, die sie nicht wahrnimmt und sieht. Sie haben oft gleichzeitig das Gefühl, Juden und Jüdinnen und damit Israel, würden sehr wohl gehört und sogar mehr als das. So zumindest der Eindruck beim Lesen diverser Kommentarspalten, die vor Opferleid nur so triefen. Sie fühlen sich attackiert von Menschen, deren Großeltern womöglich Juden und Jüdinnen vernichtet haben, während ihre eigenen noch nicht einmal in Deutschland oder Österreich waren. Was dabei völlig untergeht, ist, was Juden und Jüdinnen dazu zu sagen haben.

SCHRECKGESPENST NEUER ANTISEMITISMUS

Für jüdische Menschen ist es oft besonders schwer, sich gegen Fremdwahrnehmungen, Vorurteile und Vereinnahmungen zu wehren, zählt doch die jüdische

Gemeinschaft in Wien zum Beispiel nur mehr – oder wieder, je nach Betrachtungsweise – etwa 10.000 Menschen. Eine verschwindend kleine Anzahl, die sich unverhältnismäßig großen Meinungen zu ihrer Existenz gegenübersteht.

Antisemitismus ist ein altes und zugleich allgegenwärtiges gesellschaftliches Problem, das in seinen Erscheinungsformen wandelbar und anpassungsfähig ist. Während Juden und Jüdinnen lange als „ethnisch“ wahrgenommen wurden, zielt vor allem der Israel-bezogene Antisemitismus darauf ab, jüdische Menschen zu einer weißen, homogenen, europäischen Masse zu machen.

Das ist inhaltlich nicht nur

falsch, sondern macht sephardische und schwarze Juden in ihrer Identität und Doppeldiskriminierung unsichtbar und ist insofern gefährlich, als dass dies Nährboden dafür ist, Israelis und Juden und Jüdinnen zur Projektionsfläche für europäische (Kolonial-) Geschichte zu machen. Die Kolonialherren in Palästina waren allerdings die Briten und nicht Jüdinnen. Ein erschreckender Trend, der jüdische Menschen und Israelis als White Supremacists abstempelt. In der Verbreitung dieser Erzählung erweist sich die Rolle der Sozialen Medien als zentral.

BESSER KEINE ALS FALSCHES SOLIDARITÄT

Auf dieses verzerrte Narrativ springt auch eine „weiße“ Rechte auf, deren Geschichte mit der Verbreitung von Antisemitismus, die in der Shoa gipfelte, eng verbunden ist. Makaber, wie Parteien wie die FPÖ oder die AfD, die ihren eigenen Antisemitismus und ihre Verstrickungen in die Neonazi-Szene bis heute unangetastet bestehen lassen, auf einmal zu vermeintlichen Israel- und Juden-Freunden werden. Das verquere Narrativ des „weißen Juden“, der Muslime unterdrückt, ist die perfekte Steilvorlage für Rechtsdenkende, die plötzlich mit Israel zu identifizieren und sich durch diese Pseudo-Solidarität von rassistischen Ansichten reinzuwaschen.

Um Schutz von jüdischen Menschen oder den Kampf gegen Antisemitismus geht es dabei nicht, denn jüdische Geschichte und lebendige Perspektiven werden absolut ausgespart. Ansonsten müssten genannte Parteien ihre komplette Ideologie, Inhalte und Sprache in Frage stellen und klare Kante bei den eigenen Mitgliedern zeigen.

ERZÄHLUNG DER „ÜBERMÄCHTIGEN“ JUDEN UND JÜDINNEN

Zu all diesen verqueren Inhalten, Meinungen und Grabenkämpfen im Netz kommen zusätzlich noch alte Verschwörungstheorien wieder ans Tageslicht, die oft in Antisemitismus wurzeln und Diskriminierung und Hass weiter schüren.

Der große Unterschied des Antisemitismus zum Rassismus liegt in der Art und Weise, die jeweilige Bevölkerungsgruppe zu betrachten. Während der Rassismus betroffene Menschen „minderwertig“ machen möchte, macht der Antisemitismus sie „übermächtig“.

Verzerrte Darstellungen, die Juden als Unterdrücker oder Verschwörer, als reich und einflussreich darstellen, verbreiten sich schnell im Internet und tragen zur gefährlichen Amplifizierung dieser Weltanschauung bei. Das gefährdet nicht nur die Sicherheit und das Wohlergehen der jüdischen Gemeinschaft, sondern behindert auch das Potenzial für jeglichen konstruktiven Dialog.

DAS INTERNET UND DIE SELEKTIVE AUFMERKSAMKEIT

Jüdischsein im Internet ist jeden Tag mit besonderen Herausforderungen verbunden. Erschütternde Erzählungen und Bilder überschweben die Timelines und machen den Online-Raum zum Zeugen diverser Gräueltaten – auch das ist (re-)traumatisierend für Betroffene Betrachter. Neben der allgemeinen Negativität in den Sozialen Medien, den Fehlinformationen, dem plakativen Herunterbrechen des vielschichtigen Nahostkonflikts, dem permanenten Teilen von Laien-Meinung und der Fetischisierung dieses Konflikts, während

die Lage in Afghanistan oder Iran längst Social-Media-Trend von gestern ist, schaffen es Krisenherde wie Kurdistan oder der Sudan zu gar keiner Aufmerksamkeit. Menschen, die letztes Jahr noch „Jin Jiyan Azadi“ gepostet haben, reposten auf einmal Hamas-Propaganda von islamistischen Accounts, während das iranische Regime still und heimlich zum Beispiel vier Kurden exekutiert, weil es ihnen „Nähe zu Israel“ vorwirft. Die Verstrickungen Irans mit der Hamas müssen an dieser Stelle auch erwähnt werden. Schwer auszuhalten, bei dem Gedanken, dass „Jin Jiyan Azadi“ kurdisch ist, Jina Mahsa Amini Kurdin war und Kurden und Kurdinnen im Kampf gegen Islamismus von der internationalen Solidarität schon lange alleine gelassen werden.

SOLIDARITÄT – DER KLEBER UNSERER GESELLSCHAFT

Wie wichtig Solidarität ist, sollte an dieser Stelle außer Frage stehen. Solidarität und echte Anteilnahme, eben das Zuhören und nicht Wegschrecken vor dem Schmerz und der Perspektive des Anderen. Das ist, was unsere Gesellschaft zusammenhält, und nur so eine Gesellschaft kann Wege finden, mit Problemen wie Antisemitismus, Rassismus oder Homophobie umzugehen – und wenn Solidarität zum einseitigen Gut wird, sind wir wohl vom richtigen Weg abgekommen.

Avia Seeliger, geb. 1994 in Wien, absolvierte vor ihrem Studium der Theater-, Film- und Medienwissenschaften an der Universität Wien ein freies soziales Jahr in Israel. Schon während ihrer Studienzeit begann sie, im Kultur und Medienbereich zu arbeiten und war unter anderem in verschiedenen Funktionen für das brutwien, das Werk X, den ORF, die Diagonale, das thishumanworld Filmfestival, die Kulturabteilung der israelischen Kultusgemeinde Wien und für das jüdische Filmfestival Wien tätig. Seit 2020 erscheint ihr monatlicher Podcast Chazpe – jung und irgendwie jüdisch, in dem Avia Seeliger sich mit Menschen/Themen rund um das Judentum beschäftigt. In ihrer Freizeit ist sie Teil von zwei Kollektiven, eines FLINTA Techno Kollektivs (chayav) und eines studentischen Filmclubs (Filmclub Tscheles). Geopägt durch ihre eigene Identität und das Großwerden in der jüdischen Gemeinde, setzt sich Avia Seeliger seit Jahren mit Diskursen rund um jüdische Identität und Kultur auseinander.

Foto: Instagram/Kadiaries, Matthias Heschl

Monatsabrechnung

Das geht uns alle an

Es gibt Meldungen, die lassen einen erstarren. Da fällt einem der Löffel aus dem Mund in die Melange. Oder es steckt die Kuchengabel fest im Topfenstrudel. Oder langsam rutscht einem das Bier aus der Hand. Bauarbeitern entgleitet in Zeitlupe der Presslufthammer. Straßenbahnfahrerinnen vergessen, die Türen zu schließen. Und der Mann am Würstelstand versenkt die Käsekrainer unter Senf, weil er nicht aufhört, die Tube zu drücken. Das ganze Land erstarret, der österreichische Mensch kann nicht glauben, was er da hört.

Ja, natürlich. Es verändert sich die Welt. Ständig. Lästig ist das. Dauernd muss man sich an etwas Neues gewöhnen. Früher hat man gesagt: Twitter. Heute heißt das X (sprich: „Äks“). Und deshalb sagen alle: „Auf der Plattform Äks (vormals Twitter)“.

Das „X“ ist also länger als Twitter. Und damit anstrengender. Und jetzt kommt es noch schlimmer: Österreich schafft das Amtsgeheimnis ab.

Ein sogenanntes „Informationsfreiheitsgesetz“ macht dieser altherwürdigen Institution des Beamtenstands den Garau. Denn das Amtsgeheimnis war ja nicht irgendwas, es war die schönste Art und Weise. „Geht di nix an!“ zu sagen. Es war das institutionelle „Net deppert frag!“ das amtliche „Weils so is!“, das bürger-naheste „Weil it's so!“. Es war wie wir.

Aber damit ist jetzt Schluss. Keine plötzlichen Umwidmungen mehr, die im Gemeinderat „schon längst beschlossen waren“, keine „Weisungen von oben“ mehr, auf die man sich berufen kann, keine passenden „Expertengutachten“, die Entscheidungen stützen. Denn Gutachten, Weisungen und Sitzungsprotokolle sind plötzlich einsehbar.

Damit nicht genug: Die Bundesregierung bietet ja jetzt schon Wien als Standort für die Europäische Anti-Geldwäsche-Agentur an. Bei uns? Wo soll das enden? Demnächst soll angeblich auch Korruption (vormals Freunderlwirtschaft) bestraft werden? Was bedeutet das für andere Ikonen dieses Landes, wenn solch urösterreichische Verhaltensformen und Institutionen naheinander ausradieren werden?

Gibts demnächst in dem Innstadt-Parkhaus (vormals Hofreitschule) nur noch tanzende SUVs (vormals Lipizzaner)? Spielt man dann in der Oper die Geschichte vom „Magischen Didgeridoo“ (vormals Zaubrerflöte) und zum Naschen gibts nur mehr Gabalier-Projektile (vormals Mozartkugeln)? Bleibt dann als letztes identitätsstiftendes Merkmal nur mehr die zur Hybris mahnende Bauaruine des Lamarr-Kaufhauses (vormals Leiner)?

Was soll man tun? Selbst Schiffahren wird immer schwieriger. Lang kann es nicht mehr dauern und die Abfahrer

bekommen eine Schneekanone auf den Rücken geschmalt, die die zehn Meter vor den Brettern mit feinstem Kunstschnee einweißelt. Da kann man schnell drüber-rutschen, bevor die weiße Pracht nach 10 Minuten wieder weg-schmilzt.

Wer hilft dem österreichischen Menschen nun, das Österreichische in sich zu bewahren? Das ist doch fragil, das Österreichische. Im Jänner hat erst eine Sende-reihe auf ÖI gezeigt, wie jung das Österreichische ist. So war noch in den 60ern des vorigen Jahrhunderts ein großer Teil der Bevölkerung überzeugt, „deutsch“ zu sein. Was also tun?

Der Kanzler hat einen Plan: Es braucht eine „Leitkultur“. Ja! Immer eine gute Idee, einen Begriff sich aus dem Nachbar-land zu entlehnen, der dort vor 20 Jahren zuletzt verwendet wurde. Und zwar von einem konservativen Oppositionspolitiker, der in den 16 Jahren Regierungszeit der Partei in der Privatwirtschaft geparkt wurde, um dann wieder aufzutauchen als Anführer - der Opposition.

Anders gesagt: Der Kanzler macht den Eindruck, als wäre ihm das Regieren lästig. Wie das Österreichische aber zu schützen ist, hat dafür der Innenminister verraten. Und die niederösterreichische Landesmutter ... Mutter? Naja... eher Landesgouvernante ... oder Landestante? Egal, beide sind sich jedenfalls einig: Österreich muss weniger attraktiv werden.

Denn das ist ja spätestens seit dem Gesamtwerk von Manfred Deix bekannt: Unsere Attraktivität ist unser größtes Problem. Wir sind zu schön. Deswegen sollen auch Geflüchtete kein Bargeld mehr bekommen. Nur mehr eine Bezahlkarte. Gott sei Dank gibt es einen ehemaligen Vizekanzler (vormals ÖVP-Chef), der eine Firma hat, die das umsetzen könnte. Dadurch sind wir dann unattraktiv. Richtig grauslich. Abstoßend. Also schiach.

Und deshalb denken sich die Menschen, denen die Verwandten erschossen, das Haus angezündet wurde und das Trinkwasser versickert ist: „Was? Eine Bezahlkarte? Nein, nur Bares ist Wahres.“

Und dann gehen sie woandershin. Irgendsonstwohin, wo es sich schöner sterben lässt.

Denn bei uns kann man nur schiach leben. Im Land der Bezahlkarten, wo das Bargeld in die Verfassung soll. Aber nur das Bargeld für Inländer. Und da haben wir auch schon unsere Version der Leitkultur: Immer schön aufs eigene Bargeld aufpassen und dabei schiach dreinschauen.

Und wenn einer fragt „Warum?“ dann heißt's: „Net deppert frog!“ (vormals Amtsgeheimnis).

SEVERIN GROEBNER
Severin Groebner ist Kabarettist und Autor („Lexikon der Nichtigkeiten“). Alles Wissenswerte über und von ihm gibt es auf www.severin-groebner.de.



Cartoon: Uli Döring

Die Meme-analyse

Katzen und Autos

Heute beschäftigen wir uns mit einem Phänomen, das sich um ungewöhnliche Teilnehmer im Straßenverkehr dreht. Und um die Frage: Fallen Katzen am Steuer unter den Vertrauensgrundsatz? Das Internet kennt eine Menge Bilder, in denen Katzen in unterschiedlichster Art und Weise einen Hang zum Automobil aufweisen. Schon die putzigsten Babykätzchen betätigen sich als Mechaniker: Sie kuscheln sich an Reifen, ganz eindeutig um den Druck zu überprüfen, und sie liegen flach ausgestreckt rucklings unter einem Wagen, klarerweise um die Karosserie von unten zu checken. Oder um die Diagnose zu stellen: „Ich hab das Problem gefunden. Sie haben keine Reifen drauf. Gut, dass ich das entdecke habe!“

Nicht zum ersten Mal ist hier die Katze patentes Mitglied der Arbeiterklasse, das dem immer auf Hilfe angewiesenen Menschen wieder einmal aus der Patsche hilft. Aber in keiner Institution arbeiten Internetkatzen häufiger als in der KFZ-Werkstatt.

Get in, there's no time to explain



Gut, meistens büseln sie selbst bei dieser Arbeit. Irgendwie muss man schließlich auf seine gewerkschaftlich abgesicherte Ruhezeit von 18 Stunden und verpflichtende Freizeit von sechs Stunden kommen. Aber, da sieht man wieder die feline Überlegenheit: Die Katze schafft selbst im Schlaf mehr als der Mensch.

Dass solche KFZ-Kenner auch das Steuer übernehmen, ist daher kein Wunder. In einem viel geteilten Kurzvideo sieht man eine Katze mit lässigem 3S-Blick ein wendiges

Lenkmanöver absolvieren. Dazu gibt es endlos viele beige-stellte Texte, die allgemein nachvollziehbare Situationen des Autofahrens aufgreifen. „Ich, wie ich die Musik leiser stelle, damit ich besser sehe.“ Wer kennt es nicht. Oder, ein Klassiker: „Ich, wie ich um 8.08 Uhr zu Hause wegfahre, in der Hoffnung, um 8 Uhr in der Arbeit zu sein.“

Diese oft mit Rapmusik unterlegte Roadmovie-Miniatur mag die bekannteste Version der Katze am Steuer sein. Aber sie ist letztlich Ausdruck einer bürgerlichen Mobilitätsvorstellung. Anders die etwas rundliche Katze mit dem sehr strengen, überaus ungeduldigen Gesicht und den wartenden Pfoten am Steuer, die laut Begleittext sagt: „Keine Zeit zu erklären. Einsteigen.“ So könnte ein Actionfilm beginnen: Man hört die Kupplung des höchstwahrscheinlich weißen Kastenwagens förmlich knirschen, wenn die pelzige Chauffeurin aus der Parklücke schrammt. Ob man nun als unvermittelter Beifahrer in einen Katzenminze-Deal verstrickt wird oder irgendeiner Mäusemafia das Handwerk gelegt wird - ziemlich sicher hat man die Nacht seines Lebens. Und wenn was mit der rumpelnden Tschesn ist - Mechaniker ist an Bord. Ubellaunig, aber immerhin.

CHRISTINA BÖCK

Foto: Dominik Bechmann